

CARINTHIA

II.

Naturwissenschaftliche Beiträge zur Heimatkunde Kärntens
(Mitteilungen des Vereines Naturkundliches Landesmuseum für Kärnten)

geleitet von

Dr. Roman Puschnig.

126. Jahrgang.

1936.

Die Grünschiefer von Mittelkärnten als Baustein.

Die Geschichte einer Gesteinsmode.

Von Privatdozenten Dr. Alois Kieslinger, Wien.

(Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.)

Der Lindwurm, das Wahrzeichen und Wappentier von Klagenfurt, hat mit Recht die Kärntner Heimatforscher immer wieder zur näheren Untersuchung gereizt. Eine erschöpfende Zusammenstellung der Entstehungsfragen und des Schrifttums hat kürzlich Dr. Roman Puschnig (1) geboten. Vielleicht darf auch der Geologe seinen Beitrag zur Geschichte dieses eigenartigen Kunstwerkes bringen (Abb. 1).

Das seltsame Reptil — trotz seiner späten Entstehung (1590 bis 1593) ein Anverwandter jener gotischen Fabeltiere, die als Wasserspeier und Zierate unsere Dome schmücken — wäre uns in einem anderen Stein kaum denkbar. Der feine seidige Glanz, das dunkle Grün bilden einen untrennbaren Teil von seiner künstlerischen Wirkung. Wir sind über die Herkunft des Steines recht genau unterrichtet und es soll versucht werden, die Geschichte dieses Baustoffes darzustellen.

Vorerst das Wichtigste von den geologischen und gesteinskundlichen Grundlagen:

Die Grünschiefer von Mittelkärnten sind fast alle Chloritschiefer, d. h. sie verdanken ihre grüne Farbe dem Glimmermineral Chlorit. Die nähere geologische Untersuchung läßt uns

allerdings verschiedene Gesteine von recht abweichender Entstehung erkennen.

Die grünen Gesteine des Ulrichsberges usw. sind Diabase und Diabastuffe, Ergußgesteine also, die dem Basalt der späteren Zeiten und der Gegenwart sehr nahestehen.

Die Chloritschiefer von Klagenfurt jedoch, die „Kreuzbergschiefer“, haben eine wesentlich umständlichere Entstehungsgeschichte. Man findet nämlich Anzeichen dafür, daß sie aus einem viel höher umgeprägten Hornblendegestein, einem Amphibolit, hervorgegangen sind, und zwar durch eine „rückschreitende Umwandlung“. Solche Gesteine, die sich aus einem höher zu einem schwächer kristallinen Zustand gewandelt haben, hat F. Becke als „Diaphthorite“ (Verderbtgesteine) bezeichnet (Abb. 2).

Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich einem naheliegenden Mißverständnis vorbeugen: wenn auch ein solcher Diaphthorit, im Vergleich zu seiner Vergangenheit betrachtet, als „verderbt“ bezeichnet werden kann, so ist er doch keineswegs darum immer ein technisch minderwertiger Stein. (Freilich kann die Diaphthorose einen Stein ganz unbrauchbar machen, kann ihm auch ein Aussehen geben, das von Verwitterung schwer oder gar nicht zu unterscheiden ist.) Gerade unser Kreuzbergschiefer zeigt unter dem Mikroskop eine ausgezeichnete frische Beschaffenheit, nicht einmal die Quarze haben die sonst so häufige wellige Auslöschung. Das Gestein ist also vollkommen umkristallisiert und hat eine ausgezeichnete Kornbildung. Wir könnten schon aus diesem gesteinskundlichen Befund auf eine ausgezeichnete Wetterbeständigkeit schließen, wenn wir dies nicht aus der Praxis ohnedies wüßten. Man braucht ja nur den Lindwurm auf seinen Erhaltungszustand hin zu betrachten.

Es ist also die Angabe von Hanisch (3), der Kreuzbergschiefer sei nicht wetterfest, als unrichtig zurückzuweisen. Freilich gilt diese hohe Beständigkeit nur unter einer Bedingung: der Stein muß lagerhaft versetzt sein, d. h. die Schieferungsflächen müssen annähernd waagrecht liegen. Andernfalls blättert er auf, wie uns einige Grabplatten in Klagenfurt und Maria Saal erkennen lassen.

Die Geschichte der Baukunst bringt uns viele Beispiele dafür, daß die Verwendung bestimmter Steine nicht ausschließlich von ihrer Verkehrslage abhängt, sonst müßten am selben Ort zu verschiedener Zeit immer die gleichen Steine verwendet werden. Es gibt viele Bausteine, die lange Zeit hindurch eine ganz geringe Rolle spielen. Sie sind ein Stein „wie jeder andere“, gut genug, um da und dort zusammen mit anderen den Baustoff für diese oder jene Mauer abzugeben. Aus kaum erfassbaren Ursachen erwecken sie dann fast plötzlich die Aufmerksamkeit der Baukünstler. Ihre Farbe und ihre Oberflächenwirkung entsprechen dem künstlerischen Ausdruckswillen einer Zeit. Sie werden nunmehr bewußt und reichlich zu Denkmälern und Bauten verwendet und auch weithin verfrachtet, bis sie dann wieder einem neuen Lieblingsstein das Feld räumen müssen und



Abb. 1. Kopf des Klagenfurter Lindwurms.



Abb. 2. Dünnschliff eines Kreuzbergschiefers. Vergrößerung 11 fach linear.

in ihr einstiges Aschenbröddasein zuriücksinken. So kann man wirklich von „Gesteinsmoden“ sprechen, wie ich an anderer Stelle ausführlicher zu beweisen versucht habe (4). Über den zeitlichen Wechsel im Farbengeschmacke möge man Näheres in der grundlegenden Arbeit von R. Pfister nachlesen (5).

Auch der Kreuzbergschiefer hat dieses Schicksal erfahren und ist, soweit wir dies überblicken können, in der Baukunst Kärntens einmal besonders hervorgetreten, nämlich in der Renaissance.

Grüne Gesteine wurden in Kärnten freilich schon von den Römern verwendet. Zahlreiche Mauerreste in Virunum bestehen aus Diabastuffen (6). Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Jantsch waren jedoch die Häuser sicherlich auch außen verputzt, die größeren Prunkbauten mit Marmorplatten verkleidet.

Auch später scheinen sie keineswegs besonders geschätzt worden zu sein. Freilich wurden sie vielfach verwendet; besieht man jedoch eine solche alte Bruchsteinmauer, so findet man in ihr die verschiedensten Steine in ganz beliebiger Mischung. Es sind eben „einfach Steine“, ohne Anspruch auf bestimmte Wirkung. Viele dieser Mauern waren wohl auch bestimmt, einen Verputz zu tragen.

Das ändert sich mit einem Schlage mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts. Nun wird der Stein in seiner Farbe und seinem Glanze erst entdeckt und wird zur großen Mode. Der neue Stil der Renaissance trifft — ein seltener Glücksfall in der Baugeschichte einer Stadt — mit einem fast völligen Neubau Klagenfurts zusammen. Die Kärntner Stände erwerben nach langen Verhandlungen im Jahre 1518 die völlig verwüstete und heruntergekommene Stadt, um sie von Grund auf zu einer neuzeitlichen Stadtfestung auszubauen. Am Fuße des Kreuzbergs entsteht ein für damalige Verhältnisse riesiger Steinbruchbetrieb. Die Stadtmauern allein, ohne Eck- und Brückenbastionen, erforderten nach der Schätzung P. Gruebers (7) rund 50.000 Kubikmeter Gestein. (Ein Teil der Stadtmauer bestand allerdings aus Kalktuff von Peratschitzen bei Völkermarkt. Er wurde nach Abtragung der Mauer neuerlich verwendet, z. B. für den Bau des Aussichtsturmes auf dem Kreuzbergl.)

In den zwei Jahrhunderten bis 1700 folgt nun außer der Stadtmauer ein Großbau dem anderen, bei dem immer wieder der dunkelgrüne Stein in bewußten Farbengegensatz zu hellen Verputzflächen oder zu weißem Marmor gebracht wird. Von den Stadttoren mit ihrem Grün und Weiß wird noch die Rede sein. 1581 bis 1585 entsteht das Landhaus, dessen schwere Arkaden den lichtgefärbelten Oberbau nur um so leichter er-

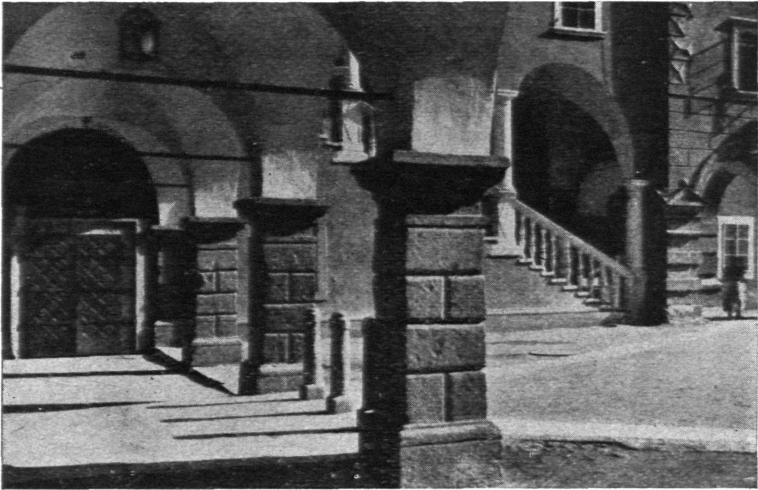


Abb. 3. Landhaushof.



Abb. 4. „Steinerner Löwe“,
Klagenfurt, Heuplatz 18.

scheinen lassen (Abb. 3). 1590 bis 1593, nach anderen Angaben um 1600, entsteht der Lindwurm. Etwas älter sind wohl die Löwen der Stadttore, die in ihrer gedrungenen Form an romanische Bildwerke erinnern (Abb. 4). 1606 entsteht der „steinerne Fischer“, 1633 wird dem Lindwurm der Herakles von Michael Hönel gegenübergestellt. Der Unterbau des Turmes der Stadtpfarrkirche (um 1700) ist das letzte Verwendungsbeispiel von einiger Bedeutung.

Die Verwendung des Grünschiefers blieb keineswegs auf die Hauptstadt beschränkt. Nach 1552 wurde die Feste Landskron umgebaut. Selbst auf weißem Marmor stehend, ist die Burg auch aus diesem Stein, übrigens sehr sorgfältig erbaut. Es ist der alte, bei so vielen Burgen erkennbare Vorgang, daß man mit der Steingewinnung an Ort und Stelle zwei Zwecke glücklich vereinigte: eine Zufuhr aus größerer Ferne zu ersparen und gleichzeitig steile Wände oder tiefe Gräben zu erzeugen. Gelegentlich sind diese Marmorquadern von Landskron auch gemischt mit dem gleichen Granitgneis, wie er heute in dem benachbarten Seebach-St. Michael in einem großen Bruche gewonnen wird. Beide gehen in der Farbe vollkommen zusammen und sind schon aus geringer Entfernung nicht mehr zu unterscheiden. Diesen weißen Mauersteinen wurde nun beim Umbau nach 1552 der Grünschiefer in sehr bewußter Farbwirkung eingefügt und entgegengesetzt. Vor allem das Haupttor ist in grünem Stein gehalten, sodann alle Leiterwülste. Irgendein technischer Grund dafür kann nicht bestanden haben; aus Marmor wären ja diese Steinteile viel leichter zu erzeugen gewesen. In neuem Zustande muß sich der grüne Streifen des Leiterwulstes von den weißen Marmoren ungemein deutlich abgehoben haben.

Auf der Friedhofsmauer von Maria Saal finden sich einige Renaissance-Obeliskens aus unserem Grünschiefer. Es besteht allerdings die Möglichkeit, daß sie aus Klagenfurt hergebracht wurden (von einem Stadttor?). Auch ein Grabstein aus dem 17. Jahrhundert am östlichen Chorschluß der Kirche ist aus Grünschiefer.

In St. Veit a. d. Glan, das gerade zu dieser Zeit seinen Rang als Hauptstadt an Klagenfurt abtreten mußte, finden sich begreiflicherweise wenig Vertreter unseres Gesteins. Mir sind nur ein Grenzstein von 1572 (Lapidarium im Hofe des Rathauses) und eine Mensaplatte in einer Seitenkapelle der Klosterkirche bekannt geworden. Freilich ist in dieser Kirche wie in fast allen anderen Mittelkärntens das Bodenpflaster in Schachbrettmuster aus Grünschiefer und weißem Marmor hergestellt. Sein Alter konnte ich nicht in Erfahrung bringen.



Abb. 5. Westseite der Priesterhauskirche.

Ein Gegenbeispiel ist die erstaunlich geringe Rolle unseres Grünschiefers im Stifte Viktring, also in unmittelbarer Nähe von Klagenfurt. Häufig ist der Schiefer wohl in den Bruchsteinmauern, die offensichtlich aus dem Steine älterer gotischer Bauteile errichtet sind (es stecken unter anderem darin viele Profilstücke von alten Kreuzrippen). Im Hofe weist der

Renaissancebrunnen mit der Mariensäule noch einen Sockel aus Kreuzberglschiefer auf (wohl noch vom alten Bestand von 1675); wo ihn aber die Renaissancezeit unbedingt verwendet hätte, an den Arkadenpfeilern des großen Hofes, treffen wir einen anderen Stein (einen Glimmerschiefer). Mit anderen Worten: zur Zeit des barocken Umbaus im 18. Jahrhundert war die Vorliebe für den Grünschiefer bereits erloschen.

Im 18. und 19. Jahrhundert fehlen Beispiele einer irgendwie namhafteren Verwendung des Kreuzberglsteines. Es finden sich wohl vereinzelte Grabplatten (z. B. an der Klagenfurter Stadtpfarrkirche), doch spielen sie der geringen Menge und unbedeutenden Form nach keine Rolle.

Wir wollen uns mit diesen Beispielen, die sich ja leicht vermehren ließen, begnügen und als gemeinsam herausheben, daß von rund 1520 bis 1700 der Grünschiefer vom Kreuzbergl (und natürlich auch von anderen Steinbrüchen) in auffälliger, zweifellos zielbewußter Weise an Bauten und Denkmälern verwendet und mit andersfarbigen Bauteilen in Gegensatz gestellt wurde. Diese Vorliebe für die grüne Farbe ging so weit, daß z. B. im linken Seitenchor von Maria Saal ein gotisches (Blind-)Fenster aus weißem Marmor grün überstrichen wurde!

Wir sind nun in der glücklichen Lage, das, was uns die Denkmäler allein schon mit aller Sicherheit erschließen lassen, in einer zeitgenössischen Quelle bestätigt zu finden. Der Klagenfurter Lehrer Urban Paumgartner muß unter dem Drucke der Gegenreformation nach Deutschland fliehen und bringt dort sein Heimweh in Kunstform: 1605 erscheint in Lauingen sein Büchlein „Aristeion Carinthiae Claudiforum“, das Kleinod Kärntens, Klagenfurt. In schwülstigen lateinischen Hexametern beschreibt er die überwältigende Schönheit seiner damals gerade neu aufgebauten Heimatstadt (8). Paumgartners Buch beruht auf persönlicher Anschauung und ist dadurch das lebendigste und wichtigste Quellenwerk für den Klagenfurter Lindwurmbrunnen und damit auch für unseren Grünschiefer geworden.

Er widmet dem Steinbruch am Kreuzbergl einen eigenen Abschnitt seines Buches („Saxifodina“), ein Unikum in der Geschichte des österreichischen Steinhandwerkes. Ausführlich wird beschrieben, wie im Steinbruche Bohrlöcher nebeneinandergereiht, sodann durch Keile die Rohblöcke abgesprengt werden. Die gebrochenen Blöcke werden zugerichtet und zur Fuhr in die Stadt verladen. Immer wieder betont der Dichter die auffallende grüne Farbe, so oft er die „caeruleos scopulos“ erwähnt. Endlich sagt er ausdrücklich (Vers 902 f.) von den durch Künstlerhand bearbeiteten Blöcken: „inde colore nitent opera urbica pene marino omnia, caeruleae pro luxu materiei“, was Buzzi mit den Worten übersetzt: „Darum schimmern

die Bauten der Stadt beinah' in des Meeres Farbe gesamt, erzeugt von der Pracht des bläulichen Bausteins."

Andere Stellen (Vers 649—658) behandeln die Entstehung des Lindwurms, der „felsgeborenen Echse“ (*Saxigenae echidnae*), deren 124 Zentner schwerer Block mit größter Mühe in die Stadt gebracht wurde. An einer anderen Stelle weist unser Dichter ganz ausdrücklich darauf hin, wie sich an den Stadttoren die Wappenkartuschen aus weißem Marmor vom grünen Stein weißer als Schnee abhoben (caeruleo lapide nive candidior). Diese prächtigen Steinarbeiten wurden mit einer Ausnahme 1809 von den Franzosen geschleift. 1868 wurde der letzte Rest, das mit großen Opfern erhaltene Völkermarkter Tor, aus angeblichen Verkehrsgründen mutwillig zerstört. Einige Reste dieser Tore finden sich im Hofe des Landesmuseums.

Das Buch Paumgartners bringt uns also einen deutlichen Beweis dafür, wie zur Zeit der Renaissance in Kärnten der Grünschiefer in seinen Farbwerten sozusagen erst entdeckt und ungemein hochgeschätzt wurde.

•
*
•

Es war schon die Rede davon, daß diese Mode am Ende des 17. Jahrhunderts wieder erlosch und daß die Verwendung unseres grünen Gesteins so gut wie ganz zum Erliegen kam. Für vorwiegend technische Zwecke, für Pflasterungen (Pflaster des Gurker Domes 1712 und 1735) und für Dachschiefer blieb er allerdings in Verwendung. Dieser Verzicht auf den schönfarbigen Stein stimmt ganz überein mit den Erfahrungen, die man in anderen Gegenden über die Steinauswahl der Barockzeit machen konnte. Im Gegensatz zur marmornen Farbenpracht der Innenräume spielt in der Außenarchitektur der Stein nur die Rolle eines Trägers der Form und wird mit einer von der Zeitmode geforderten „Steinfarb“ überstrichen, wie Pfister so deutlich dargelegt hat (5).

Erst 1930 tritt unser Stein wieder in die Baukunst ein. In der Kirche des Priesterhauses in Klagenfurt, dem Werke Karl H o l e y s, ist er in größtem Maßstabe angewendet (Abb. 5). Es wäre nur zu wünschen, daß dieser prachtvolle Baustoff wieder und auf lange Zeit „in Mode“ käme.

Anmerkungen und Schriftenverweise:

- (1) P u s c h n i g R., Dr., Der Lindwurmschädel von Klagenfurt, „Carinthia II“ 125, 1935, 65—85.
- (2) M o h r H., in Verhandlungen Geol. Reichsanstalt, Wien 1925, S. 96, und 1926, S. 100. Ferner K i e s l i n g e r in „Vorläufiger Bericht über die Tektonik Mittelkärntens“, Anzeiger Akad. Wiss. Wien, Nr. 15 vom 30. Juni 1927, ferner K a h l e r.

Ausführl. in K i e s l i n g e r, Zerstörungen an Steinbauten usw. Leipzig u. Wien 1932, S. 308 ff.

Vgl. dazu auch die Klufmessungen von J. S t i n y in Jahrb. Geol. Bundesanstalt 75, 1925, S. 110 f.

- (3) Hanisch-Schmid, Österreichs Steinbrüche. Wien 1901, S. 98, Nr. 432.
- (4) In Kieslinger, Gesteinskundl. Untersuchungen an alten Grabsteinen. Geol. u. Bauwesen. 1934, S. 3 f., dann bes. in „Zur Geschichte der Steinverwendung“. Deutsche Kunst- u. Denkmalpflege, Berlin 1936, Heft 1.
- (5) Pfister R., Die Farbe in der Architektur. Deutsche Bauzeitung, 59, 1925, 51 ff., 60 ff., 76 ff.
- (6) Nach Angaben von Dr. Jantsch in Kahler-Wolsegger, Zur Geologie des Gebietes nördlich von Klagenfurt, „Carinthia II“ 123/24, 1934, S. 6.
- (7) Grueber P., Klagenfurt, ein historischer Rückblick usw. Klagenfurt 1925, Verlag Kollitsch.
- (8) U. a. in der Bibliothek des Kärntner Geschichtsvereines. Eine deutsche Übersetzung hat seinerzeit R. v. Buzzì verfaßt. Sie wurde durch Camilla Lucerna teilweise veröffentlicht („Carinthia I“, 104, 33 f.).

Ergänzung zur Abhandlung: „Barytkristalle des Hüttenberger Erzberges (Kärnten)“ (1).

Von Dr. Haymo Heritsch, Graz.

In der obenerwähnten Abhandlung setzte ich auseinander, daß außer den von mir beschriebenen Trachttypen aus der Literatur (2) noch auf das Vorhandensein eines anderen Typus geschlossen werden muß, der in dem damals mir vorliegenden Material nicht vertreten war. Durch Zufall entdeckte nun Herr H. Meixner in der mineralogischen Sammlung der ehemaligen Leobner Berg- und Hütterschule, jetzt im steirischen Landesmuseum aufbewahrt, zwei Stücke von Hüttenberger Baryt. Abteilungsvorstand Dr. W. Teppner überließ sie mir zur Bearbeitung, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte.

Die beiden Stücke entsprechen so vollkommen nach Größe, Habitus, Beschreibung, Abbildung (sogar der Bruchstellen) jenen, die Brunlechner (2) in Figur 2 und 3 abbildet, daß man sie als die Originale anerkennen muß. Diese Ansicht bekräftigt auch der Akquisitionszettel der Leobner Berg- und Hütterschule, der auf eine Erwerbung des Stückes im Jahre 1919 aus Klagenfurt hinweist. Zu dieser Zeit wurde die Berg- und Hütterschule in Klagenfurt aufgelöst. Brunlechner erwähnt, daß er das Material von Seeland habe, der an der Berg- und Hütterschule tätig war.